

Der Ueberwinder [Fortsetzung]

Autor(en): **Aeby, Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634281>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 3 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

18. Januar 1936

Winter. Von Arno Holz

Du lieber Frühling! Wohin bist du gegangen?
Noch schlägt mein Herz, was deine Vögel sangen.
Die ganze Welt, war wie ein Blumenstrauß,
Längst ist das aus!
Die ganze Welt ist jetzt, o weh,
Barfüßele im Schnee.
Die schwarzen Bäume stehn und frieren,

Im Ofen die Bratäpfel musizieren,
Das Dach hängt voll Eis.
Und doch: bald kehrst du wieder, ich weiß, ich weiß!
Bald kehrst du wieder,
O nur ein Weilchen,
Und blaue Lieder
Duften die Veilchen.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

3

Munter schritt Lothar dem kleinen Bahnhofe zu. In einer Viertelstunde fuhr ein Zug nach der Stadt. Unverzüglich wollte er daheim seine Siebensachen zusammenpacken und in den nächsten Tagen von Römerswyl Besitz ergreifen. Er freute sich unäglich. Wippenden Ganges schritt er auf dem Bahnsteig auf und ab. Aber je sonniger und gesegneteter sich ihm aus dem erlebten Tage die Zukunft erschloß, desto düsterer wuchsen die Schatten der Vergangenheit auf.

Lothar Waldauer war der Sohn eines Kaufmanns, der in einem kleinen Spezereiladen Kaffee und Nudeln zu Einheitspreisen verkaufte, ohne je daran zu denken, aus seinem Gewerbe mehr herauszuholen, als zum Leben nötig war. Der Kaufmann Waldauer kränkelte seit seiner zweiten Ehe und vertrug sich immer mehr in eine unternehmungslöse Selbstzufriedenheit. Um so resoluter nahm die rüstige zweite Gattin das Geschäft in ihre Hände. Von den beiden Söhnen hielt sich Lothar aus erster Ehe an den Vater, indes Karl, der Sprößling aus zweiter Ehe, nur die leibliche Mutter zu kennen schien. Beide studierten. Der eine im Seminar, der andere auf dem Gymnasium. Da verschärften sich die natürlichen Gegensätze zu oft neidenden Wortgefechten über den erworbenen Bildungsgrad. Eines Tages wurden sie handgemein. Der Vater kam dazu und suchte die Hähköpfe zu scheiden. Der Schwerverranke erregte sich dabei, daß ihn ein schwerer Hustenanfall übernahm; Blut brach aus seinem Munde, und er stürzte auf die Steinfliesen der Hausflur nieder. Nach zwei Tagen starb Vater Waldauer.

Die Katastrophe entzweite die Stiefbrüder völlig. Lothar mied das elterliche Haus und besuchte auch nach bestan-

denem Examen die Stiefmutter nicht. Zufällig erfuhr er, daß man das Haus im Dorfe verkauft habe und nach der Stadt übersiedelt sei. Lothar wohnte seit drei Wochen bei einer Tante in derselben Stadt, aber er unterließ es, durch die Straßen zu streifen, um unliebsame Begegnungen zu vermeiden. Der Hader lastete dennoch bedrückend auf seinem Glück.

Der Zug pfeilte heran und fegte die düstere Stimmung weg.

Leichtfüßig ersprang er das Trittbrett, saß aufrecht im firnisduftenden Gestühl des neuen Wagens, nahm den Hut vom Haupte und strich mit kühnem Fingerring durch seinen braunlockigen Haarschopf. Schön war das Leben, wenn man so hohen Zielen zustrebte.

Als der Zug aus dem Bahnhof glitt und den hohen Fahrdamm dahinschwebte, überflogen seine Blicke nochmals das schimmernd im Abendglanz ruhende Dorf. Längst schien es ihm vertraut.

Sein Blick suchte das gelbe Haus mit den grünen Fensterladen. Im Schein der roten Sonne sah es wie ein verwünschtes Schloßchen aus. Nur die Herzen in den Läden waren dunkel. Aber die Einbildungskraft Lothars erhellte sie und formte alle zu einem einzigen großen Herzen, dessen Füllung wie im Filmzauber ein raffig-schöner Mädchenkopf verklärte.

3. Kapitel.

Im heiß zerwühlten Bette rang Lothar mit den Erlebnissen von Römerswyl. Seine sinnlich lebhafteste Phantasie gaukelte ihm die Zukunft als eine Fata morgana vor.

Aber plötzlich war ihm, als sei der Vater in die Kammer getreten. Er trug die lange Pelzine, weil er stetsfort froh, auch wenn er im Laden herum hantierte, und auf dem Kopfe saß die Angoramütze; alles an ihm war schwarz, nur das Gesicht mit der spitzen Nase, dem spitzen Kinn und den noch spitzeren Backenknochen war weiß wie Gips. Wie zwei giftige Phosphorlichter blitzten die Augen auf seinen Meltesten, in einer Antwort heißenden Frage. Entsetzt drehte Lothar das Licht an und sprang aus dem Bette. Er war in Schweiß gebadet. Seine Bullen jagten.

Es war eine Vision. Aber sie hatte ihn erschüttert. Er ließ das Licht brennen, stammelte ein Gebet und tat das Gelöbniß, andern Tages zur Versöhnung bei der Stiefmutter vorzusprechen. Es würde ihm schwer fallen, um Karls willen, aber der Vater sollte im Grabe seine Ruhe haben.

Als er am Morgen seiner Tante den Entschluß mitteilte, bestärkte sie sein Vorhaben, denn sie war, wie ihr verstorbenen Bruder, frommen und versöhnlichen Geistes.

Am späten Nachmittag nahm er den Besuch vor. Erst war er unraffig durch ein paar Gassen gelaufen. Nun trat er in einen hellen und weiten Hausflur und stieg die blanke Stiege hinan. Eine erdrückende Schwermut befiehl ihn. Wie konnte sich Frau Waldauer erlauben, in einem solch vornehmen Hause zu wohnen. Er hatte nicht gewußt, daß sie so reich sei. Freilich hatte sie es von jeher geliebt, vornehm zu tun.

Er suchte bei jeder Türe nach ihrem Namen. Endlich las er auf einem glänzenden Messingschild: Karl Waldauer, stud. jur. Also der Student Waldauer wohnte hier und nicht die Frau Waldauer.

Nach einigem Zaudern läutete er. Ein hübsches Dienstmädchen, in weißer Schürze, fragte nach dem Begehr. Lothar verwechselte die Worte, denn er meinte doch an die falsche Adresse geraten zu sein. Er wollte wahrhaft nicht zu einem Medicus. Da erschien neben dem Mädchen die Mutter. Beinahe hätte er sie nicht erkannt. Nie hatte sie früher ein solch helles und elegantes Seidenkleid getragen. Sie stammte ja aus schlichten, bäuerlichen Verhältnissen. Die Frau, die er bestaunte, aber war eine Städterin, wie es schien, eine Dame aus vornehmstem Hause. Nur das Gesicht gehörte der Frau vom Lande, ein gesundes, pralles Gesicht mit einem Blick und einer Stirne, die edigen Bauern trotz verrieten. Und darum erkannte Lothar seine Stiefmutter.

„Guten Abend, Mutter“, sagte Lothar und streckte ihr die Hand entgegen.

Bevor sie antwortete, schickte sie verlegen das Mädchen fort. Dann erst reichte sie ihm zögernd die Hand. Die Begrüßung war so fremd, daß er fragte, ob er einen Augenblick ihre Zeit in Anspruch nehmen dürfe.

Sie nickte errötend.

Von einem komfortablen Vestibül folgte er ihr in einen Salon. Dieser Raum übertraf an vornehmer Ausstattung alles, was Lothar in seinem schlichten Kandidatenleben je gesehen hatte. Das ganze Gemach war mit neuen Möbeln ausgestattet, alles stilvoll modern und zweckmäßig. Kein Stück erinnerte an die einfache, bürgerliche Stube von daheim, da der Vater noch lebte.

„Nimm Platz“, sagte die Frau und wies mit knapper Handbewegung auf das Klubsofa. Lothar aber setzte sich beengt und bedrückt auf einen Polsterstuhl an die Wand. Er hatte das Gefühl, doch im Wartezimmer eines Arztes zu sein. Sein Herz klopfte heftig; eine Beklemmung schnürte ihm die Kehle. Mit angstvoll verwunderten Augen sah er auf die Frau, die am Tische saß. Immer wieder mußte er sich fragen, ob diese Dame wirklich seine Verwandte sei, und der Gedanke betäubte ihn, daß er gekommen, um Frieden und Versöhnung zu erbitten. Nein, sie kam ihm fremd vor, so fremd wie die Ausstattung ihres Wohnraumes, fremd und unnahbar. Ja, so war sie eigentlich immer gewesen, ihm fremd, dem Vater fremd und nur des andern Mutter und Beschützerin.

Endlich ermannte er sich halbwegs und sagte: „Ich will nicht lange stören!“

„Mich störst du nicht“, sagte sie und legte ihre weißen, gefalteten Hände würdevoll auf den Tisch. „Karl kehrt um vier Uhr heim.“ Dabei sah sie nach der Standuhr, und ihre Blicke verweilten darauf, nachdem sie längst die Zeiten abgelesen hatte. Es geschah wohl, um auf die wertvolle Uhr aufmerksam zu machen. Lothar wenigstens empfand es so. Also eine halbe Stunde hatte sie übrig für ihn, dann kam der andere, dann durfte er nicht mehr hier sein.

Er atmete schwer: „Ich will mich beeilen vorzubringen, was ich zu sagen habe.“ Sie nickte. „Ich habe nun ja mein Examen bestanden und bin an die Oberschule von Römerswyl ernannt.“

„Ich weiß es aus der Zeitung“, sagte sie.

Er stuzte: „Ich habe es dir auch geschrieben.“

„Geschrieben?“ zweifelte sie, besann sich jedoch rasch. „In der Stadt kann leicht ein Brief verloren gehen. Ich habe ja auch keine große Korrespondenz.“

Korrespondenz, sagte sie nobel. Aber es war nicht nur diese Prahlerei, die Lothar schmerzte, es war vielmehr der Verdacht, daß sie lüge, um Karl aus der Patzche zu ziehen, der vermutlich den Brief unterschlagen hatte. Nun brachte er das Wort von der Versöhnung nicht über die Lippen. Es drängte ihn vielmehr, dieser seelenlosen Täuschung etwas Gegenständliches, etwas Festes entgegenzuhalten. Hastig sagte er: „Ich möchte um einige Möbel bitten oder um etwas Geld.“

„So“, sagte sie und hob unwillig den Kopf.

„Ich bekomme im Schulhause eine eigene Wohnung, und ich muß mich standesgemäß einrichten.“

„Welche Summe würdest du benötigen?“

„Mit fünfhundert Franken wäre mir gedient.“

„So viel!“ Sie strich mit den runden, kurzfingerigen Händen heftig über den Tisch. „Und woher meinst du, daß ich so viel Bargeld nehmen soll?“

„Ich vermute, es sei etwas vom Verkaufe des Hauses und Geschäftes übrig geblieben.“

Sie lachte: „Vorerst mußten die Schulden bezahlt werden. Du weißt, dein Vater war ein schlechter Rechner. Dein Studium hat auch nicht wenig gekostet.“

Der Hinweis auf sein Studium, wozu ihm vor allem in den letzten Jahren seine Tante Margrit verholpen hatte,

empörte ihn. Er wurde feder. „Ich denke, Karls Studium mehr.“

„Dafür wohne ich bei ihm. Wer hat mir nach dem schrecklichen Tode ein Heim geboten? War es nicht Karl?“

„Hätte man mir die Mittel in die Hand gegeben, dann wäre das Heim nicht schlimmer ausgefallen als dieses hier, nur vielleicht nicht so reich.“

Sie schlug die Hände zusammen. „Mein Gott, willst du spotten; deswegen bist du also hieher gekommen?“

„Nein, deswegen nicht.“ Feucht schoß es plötzlich in seine Augen. „Mutter“, sagte er mild und bittend, „ich bin gekommen, um mit dir und Karl Frieden zu machen.“

Da schrillte draußen die Glocke und kurz darauf ging mit hartem Schläge die Türe. Karls Stimme erklang, und ungeschickte Mädchenlachen antwortete.

Die Frau war jäh aufgestanden. Ganz Erregung und Verlegenheit flüsterte sie: „Um Gottes willen, sprich nichts mehr von Geld.“

Karl trat ins Zimmer, stramm, schneidig, die kurze, sehnige Gestalt in vorteilhafter Gewandung, das Gesicht strotzend in gebräunter Gesundheit. Die Hakennase und das eigenwillige Kinn wollten die Reife eines Mannes vortäuschen, aber um den breitstirnigen Schädel wehte die Lockenfülle großer Jugend.

Seine kazenhellen Augen schossen blitzhaft auf den Gast. Kein Wimperzucken verriet Erstaunen. Er grüßte knapp, schritt lässig am Tische vorbei und warf seine Mappe auf ein Mahagonitischchen in der Fensternische.

Lothar war von der Erscheinung des Halbbruders so betäubt, daß er wie gelähmt da saß und den Gegengruß vergaß.

Karl wandte sich der Mutter zu und erklärte mit dunkler Stimme, daß die Allogrogia heute Sitzung habe.

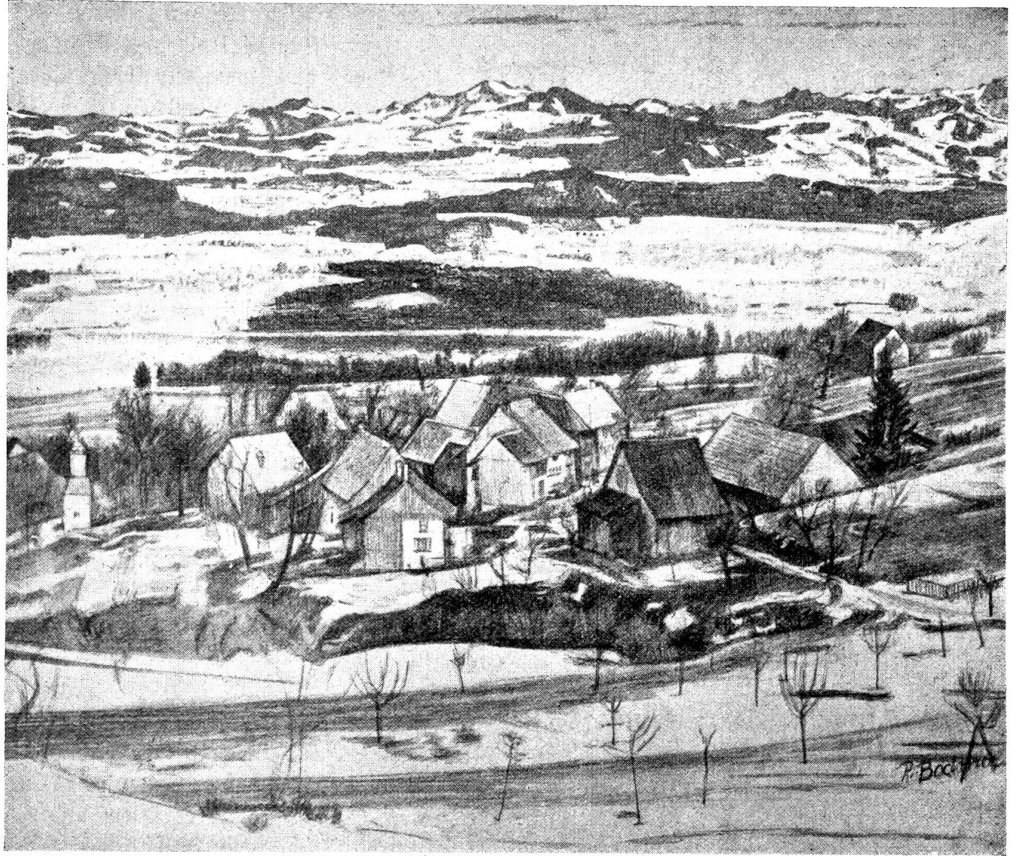
„Willst du nicht etwas essen? Emma hat im Speisezimmer gedeckt“, sagte die Mutter sorglich.

Karl prahlte: „Der Senior gehört als erster auf den Posten. Heute abend ist Kommerz. Adieu, Mutter.“

Die Hüfte schnellend schickte er sich zum Gehen an.

Da erhob sich Lothar, trat, sich bemeisternd, dem Proß entgegen und hielt ihm grüßend die Hand hin: „Guten Abend, Karl.“

Der Student machte eine heftige Bewegung und knurrte über die Achsel: „Ich habe bereits gegrüßt. Was willst du noch?“



Paul Bodmer: Der Weiler.

In Lothar regte sich das böse Blut; der alte Haber wurde heftig wach. „Was ich will? Mein Recht!“

„Dein Recht?“ höhnte Karl.

„Jawohl, mein Recht!“

„Und das wäre?“

„Mein Recht als der Ältere.“

„Gedenkst du uns hier zu befehlen?“

Lothar ärgerte das burschikose Getue. Aber er antwortete schlicht: „Ich will keine Komödie. Auch ich bin ein Sohn Christoph Waldauers und ich möchte meinen Anspruch an der Hinterlassenschaft geltend machen.“

Karl lachte mit wolfscharfen Zähnen: „Entscheide, Mutter, was du entbehren kannst.“

Die Mutter seufzte: „Soll ich in leeren Zimmern wohnen?“

„In diesem Falle behaltet auch meinen Anteil.“

„Sehr gnädig, Herr Lehrer“, spottete Karl.

„Was für den einen recht ist, wäre für den andern billig.“

„Ich schenke dir meinen Anteil billig“, höhnte Karl. „Du kannst dich hier hereinsetzen.“

Da hing sich die Mutter an ihren Liebling: „Karl, Karl, was fällt dir ein?“

Karl wies auf seinen Bruder: „Er meint, er habe die ersten Anrechte.“

Lothar versuchte nochmals ein vermittelndes Wort: „Ich bin nicht gekommen, um zu streiten. Ich suche den Frieden. Ihr könnt es mir nicht verargen, wenn mir daran liegt, als ein Angehöriger der Familie betrachtet zu werden.“

Ich bin nun Lehrer. Und du, Karl, sollst nicht über meinen Beruf spotten!“

Karl lachte.

Lothar sagte: „Ich will meine Wirksamkeit mit glatter Rechnung beginnen.“

„Du meinst, ich sei ein Fehler in dieser Rechnung“, bemerkte der Student herb. „Ich scheide gerne aus.“

„Karl“, rief die Mutter, „du bleibst bei mir. Hier befehle ich.“

Der Student schüttelte abwehrend seine Mähne und deutete auf seinen Gegner.

Nochmals wandte Lothar versöhnlich ein: „Warum müssen wir denn im Hader leben? Wenn wir uns zu Vaters Zeiten aus jugendlicher Torheit nicht vertragen konnten, so sollte uns doch der jähe Tod zur vernünftigen Gesinnung gebracht haben.“

Karl biß sich in die Lippen, daß jede Weichheit in die Zähne gepreßt wurde. Teuflich zischte er: „Dann müßte man vergessen, daß du ihn getötet hast.“

„Ich?“ schrie Lothar in wilder Empörung.

„Schrei nicht so toll“, unterbrach ihn Karl, „das ändert nichts mehr.“

„Diese ganze traurige Geschichte magst du verantworten, du Zänker!“ Lothar schnob in aufwallendem Zorn.

Karl knickte wie ein Fechter ein, der zu den letzten Streichen ausholt, und seine Worte fielen schmissig: „Zänker? — Ja, ich will es sein. Zwischen uns soll Unfriede herrschen, wie er immer geherrscht hat. Ich mag dich nicht leiden; dein Wesen, deine Gedanken, deine Gebärden und

deine Stimme vertrag' ich nicht. Ich bin aus anderem Material als du. Ich mag keine Gründe angeben. Ich bin nun einmal ein solcher Mensch. Ich kann dich im besondern und die Schulmeister im allgemeinen nicht ausstehen. Unsere Wege laufen weit auseinander.“

Frau Waldauer trat zwischen die Streitenden und sagte entschieden zum unerwünschten Besucher: „Wie verantwortest du es, unseren Frieden gehässig zu stören?“

Lothar starrte unverständlich auf die Frau und sagte mühsam: „Solcher Weise beliebt es euch, meine Absicht aufzufassen. Dann ist es gut!“

„Phrasen“, rief Karl, „genug der Komödie.“

„Ja, genug, ich gehe“, sagte Lothar. In seinem Kopfe rauschte das Blut. Er suchte nach einem Worte, das zünden sollte wie ein Blitz. Er fand es. An Karl vorbeisireitend, rief er mit bebender Stimme: „Du bist ein Rain!“

Er schwenkte seinen Hut, um das Weh, das ihm in den Augen brannte und ihn blendete, zu verschleichen, und stürzte aus dem Zimmer. Die zornige Hand faßte hart die Klinke und war im Begriffe, die Türe in den Rahmen zu schmettern, aber im letzten Augenblick bezwang er sich und schloß sie sachte zu.

Er wankte die Treppe hinunter, als steige er in eine Schlucht und Gruft hinab. Mit einem halben Schrei torkelte er aus der Haustüre in das Getriebe der Straße hinaus. Tief holte er Atem und hauchte alle Widerwärtigkeit von sich. Sein Selbstgefühl versteifte sich zu Troß. Kein zweites Mal würde er zum Bettler werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vor 400 Jahren eroberten die Berner die Waadt.

Die alten Berner haben immer eine großzügige Politik betrieben. Von jeher waren sie bestrebt, sich nach Westen zu sichern, ihr Besitztum bis zum Jura auszudehnen und vor allem die Stadt Genf in kein Abhängigkeitsverhältnis treten zu lassen. Genf, Tür und Tor zur Eidgenossenschaft, wie ein alter Geschichtsschreiber meinte, unterstand im Mittelalter einem Bischof, wußte sich aber gegen dessen Uebergriffe immer zu wehren. Da bekam 1287 Graf Amadeus von Savoyen das Inselchloß in der Rhône in seinen Besitz und zwang nun den Bischof, ihn als „Bisdomne“ anzuerkennen. So ging praktisch die Zivil- und Polizeigerichtsbarkeit in Genf an das Haus Savoyen über, das zukünftig auch dafür sorgte, daß nur seine Günstlinge auf den Bischofsstuhl kamen. Die Bürger von Genf hatten ihre liebe Not, wenigstens einen Teil ihrer Freiheit zu behalten. In der höchsten Not schlossen sie 1519 mit Bern und Freiburg ein Burgrecht ab. Die Eidgenossen standen aber seit den italienischen Feldzügen in einem Bündnisvertrage mit Savoyen. Daher protestierte der Herzog Karl III. von Savoyen gegen dieses Burgrecht und brachte es glücklich dazu, daß die Tagakung es als ungültig erklärte. Nun fing die savoyische Schreckensherrschaft erst recht an. Der junge Genfer Ratsherr Philipp Berthelier, der sich den Machinationen energisch widersetzte, wurde gefangen gesetzt und hingerichtet. Genfer, die savoyische Besitztum betrafen, wurden ohne weiteres verhaftet. Auch ein anderer Genfer, Lévrier, wurde enthauptet. Die Genfer wandten sich wieder an Bern, und am 8. Februar 1526 konnte das Burgrecht erneuert werden. Auch die Bürger von Lausanne schlossen, gegen den Willen ihres Bischofs, ein Burg-

recht mit Bern und Freiburg. In ähnlicher Weise übernahm Bern auch den Schutz von Payerne, Neuenburg und Biel.

Unterdessen zwangen die Genfer etwa 40 „Mameluken“ (Anhänger des Herzogs), die Stadt zu verlassen. Wutvoll schloß der Savoyener den sogenannten „Löffelbund“ gegen Genf, so geheißen, weil der Herzog an einem Bankett erklärte: „So wahr ich dich halte (er hob den Löffel auf), so fressen wir Genf!“

Im Jahre 1529 erschien erstmals eine Hilfsmannschaft von 800 Bernern und Freiburgern in Genf, aber kaum war sie fort, so trieben es die Herren vom „Löffelbund“ ärger denn je. Bern und Freiburg antworteten mit dem Zug eines Heeres von 10,000 Mann, das den Herzog zum Frieden von St. Julien zwang. Karl III. versprach, Genf zukünftig nicht mehr zu schädigen. Als Pfand setzte er die Waadt ein, die sofort besetzt werden dürfe, wenn er sein Versprechen breche. Der Schiedspruch der Eidgenossen von Payerne vom 31. Dezember 1530 bestätigte diese Abmachungen.

Vom Jahre 1532 weg wurde die Bewegung gegen Genf auch religiöser Art. Ihres Bischofs längst überdrüssig, der nie ihre Interessen, sondern stets jene des Herzogs von Savoyen vertreten hatte, waren die Genfer den Reformationslehren von Julius Farel umso zugänglicher. 1533 mußte der Bischof abziehen, am 10. August 1535 wurde die Messe abgeschafft. Freiburg trat von seinem Burgrecht zurück. Die katholischen Orte standen offen auf der Seite der Savoyener. So fühlte sich der Herzog gedeckt, begann neuerdings ein Schreckensregiment scheußlichster Art. Kein Genfer durfte sich mehr außerhalb die Stadtmauern wagen.